

ONLINE FALLARCHIV SCHULPÄDAGOGIK

www.fallarchiv.uni-kassel.de

AutorIn: Heiner Hirblinger

Interner Titel: Das "gezeichnete Ich"

Methodische Ausrichtung: Psychoanalyse

Quelle: Hirblinger, H. (2000). Es spiegelt sich ... - Über Schule, Lehrer und adoleszente Identitätsbildung. Pädagogik, 53 (1), S. 21-23.



Mit freundlicher Genehmigung der Zeitschrift
Pädagogik, erschienen im Beltz Verlages

<http://www.peterlang.com/index.cfm?VID=41422&vLang=D&vHR=1&vUR=2&vUUR=1>

Nutzungsbedingungen:

Das vorliegende Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, bzw. nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt – es darf nicht für öffentliche und/oder kommerzielle Zwecke außerhalb der Lehre vervielfältigt, bzw. vertrieben oder aufgeführt werden. Kopien dieses Dokuments müssen immer mit allen Urheberrechtshinweisen und Quellenangaben versehen bleiben. Mit der Nutzung des Dokuments werden keine Eigentumsrechte übertragen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Protokoll

Das Tote war auf seltsame Weise lebendiger als das Lebendige in der 12. Klasse des Grundkurses Deutsch. Die Schüler verhielten sich von der ersten Stunde an vordergründig zwar stets sehr freundlich; bei genauerem Hinsehen aber entpuppte sich diese Form der Freundlichkeit als ein unerbittlicher Kampf um „Normalität“. Die Routine des Schüleralltags war liebevoll gehüteter Bestandteil ihres Lernens geworden.

Die Schüler spielten nun Lernen, sie lernten nicht mehr durch das Spiel und durch Erfahrungsexperimente.

Der Kurs sollte sich mit den Strophen von G. Benns Gedicht auseinandersetzen:

*Das ist eine Kinderfrage.
Dir wurde erst spät bewusst,
es gibt nur eines: ertrage
- ob Sinn, ob Sucht, ob Sage -
dein fernbestimmtes: Du musst.
Ob Rosen, ob Schnee, ob Meere,
was alles erblühte, verblich,*

*es gibt nur zwei Dinge: die Leere
und das gezeichnete Ich.*

Das Gespräch kam zunächst nicht recht in Gang. Doch plötzlich begann sich die Aufmerksamkeit zu fokussieren. Im Mittelpunkt stand die Frage, wie denn die letzte Zeile zu verstehen sei. Eine Schülerin aus dem „Leistungskurs Kunst“ äußerte die Auffassung, das „gezeichnete Ich“ hätte nichts damit zu tun, dass das Schicksal einen Menschen „zeichne“, ihn präge, ihm eine Form aufdrücke. Bann spreche hier nur davon, dass man sein „Ich“ vor einem Spiegel „zeichnen“ könne; man setzt sich eben vor einen Spiegel und „malt oder zeichnet“ sein „Ich“.

Der Kurs stellte sich in kämpferischer Solidarität hinter diese Auffassung; verbale Unterstützung kam vor allem aus dem „Leistungskurs Kunst“.

Ob narzisstisches Klischee, ob Fehlleistung oder allzu phantasievolle Deutung - es war zu spüren, dass die Schüler im Unterricht mit dem Schmerz im Bild vom „gezeichneten Ich“ oder gar vom existentiellen „Stigma“ nichts anfangen konnten; zumindest nicht hier, im Unterrichtsraum der Schule. - Alle Libido hatte sich inzwischen in den „Leistungskurs Kunst“ geflüchtet und blieb an dieses „Liebesobjekt“ fixiert.

Einige Monate später schlug ich nun - selbst neugierig geworden - dem inzwischen etwas aufgeschlossener gewordenen Kurs vor, in der letzten Stunde des Schuljahres, sozusagen als Abschluss und Neubeginn, einen Text zur Unterrichtseinheit „Kurzprosa“ nicht nur zu analysieren, sondern durch szenisches Spielen zu erschließen. Die Wahl der Schüler fiel spontan auf das Märchen „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren“. Irgendetwas schien die Kollegiaten an dieser Märchenerzählung zu faszinieren: Einem Kind, das mit einer Glückshaut geboren wird, wird geweissagt, es würde die Tochter des Königs zur Frau haben.

In der ersten Szene des Märchendramas dominierte die Rolle des Königs, der - ungeachtet des Märchenhinweises, er gehe „inkognito“ unter die Leute - als mächtiger und rücksichtsloser Herrscher auftrat: Alle, die sich seiner Macht widersetzen, werde er „enthaupten“ lassen. Schließlich übernahm der Schüler, der die Rolle des Königs spielte, spontan zusätzlich auch die des Räubers und setzt sich kampfeslustig in Szene. Als die Räuber das „Kind mit der Glückshaut“ sahen, empfanden sie - wiederum im Gegensatz zur Märchenvorlage - keinerlei Mitleid, erstachen das Kind kurz entschlossen und belustigt und warfen es in den Wald. - Die Räuber selbst - nicht das Glückskind - wollten nun zur Königin gehen und um die Königstochter werben.

Die zunehmend regressiver werdende Stimmung brachte das unbewusste Klischee, von dem das gemeinsame Erleben in der Gruppe beherrscht war, dann immer deutlicher zum Vorschein: Die Räuber selbst boten sich als „Ehegatten“ der Königin an und der Teufel wollte von der Großmutter nur noch erfahren, wie man zu „Macht und Größe“ kommen könne. Der nun entstehende Kampf aller gegen alle, so war zu erkennen, hätte kein Ende mehr gehabt.

Quellenangabe dieses Dokumentes:

Hirblinger, H.: Das "gezeichnete Ich"

In: [http://www.fallarchiv.uni-kassel.de/backup/wp-](http://www.fallarchiv.uni-kassel.de/backup/wp-content/plugins.old/lbg_chameleon_videoplayer/lbg_vp2/videos//hirblinger_ich_1_ofas.pdf)

[content/plugins.old/lbg_chameleon_videoplayer/lbg_vp2/videos//hirblinger_ich_1_ofas.pdf](http://www.fallarchiv.uni-kassel.de/backup/wp-content/plugins.old/lbg_chameleon_videoplayer/lbg_vp2/videos//hirblinger_ich_1_ofas.pdf), 16.10.2011